

## In Lee der Piñacolada-Inseln

### Leseprobe 1 (Seite 7 - 15)

Im Nachhinein ist es immer schwer zu sagen, wer oder was den Ausschlag gegeben hat. So einen Segeltörn sucht man sich ja nicht auf dem Sofa zusammen wie einen TUI-Urlaub aus dem Hochglanzkatalog. Etwa wenn Gnä Frau sagen: „Ach kuck doch mal Karl, da könnten wir auch mal hinfahren!“ Bei der Entscheidung für diesen oder jenen Segeltörn spielen viele Informationen eine Rolle. Zunächst nur solche, die man so im Laufe der Zeit ins Unterbewusstsein gestopft hat. Später dann auch immer konkreter werdende.

„Die Karibik ist das schönste Revier, das es gibt“, hatte Jochen Scharff mal auf einem Ägäis-Törn geschwärmt. Auf Symi, nahe der türkischen Grenze. Anfang Mai. Nachdem es zehn Tage lang nahezu ununterbrochen geregnet und die Stimmung sich auf dem Nullpunkt festgesaugt hatte wie eine Krake am Fuße eines glattpolierten Riffs. „Rodney Bay, Marigot Bay, Soufrière, das große Horseshoe-Riff“, hatte Jochen geträumt und erzählt, dass es da die luftigsten Farnwälder gibt, die er je gesehen hat. „Die beste Longdrinks uff der ganze Welt“, hatte Jochen beteuert, „und die idealsten Wetterverhältnisse, die man sich üwwerhaupt denke kann.“ Natürlich nur, wenn gerade keine Hurrikan-Saison Verwüstungen anrichtet. Auch das Paradies hat zuweilen Würmer im Apfel.

„Da regnets wohl nie?“ hatte Charly geunkt, und Jochen hatte bedächtig geantwortet: „Da haste jeden Tag en Reeheguss oder auch zwei. Awwer des macht nix. Des prasselt mal e halb Stund runner wie beim Weltunnergang, un danach is widder Ruh.“ Und nach einer längeren Ouzo-Pause hatte der Skipper Scharff noch hinzugefügt. „Der Reeche, der is in der Karibik nie kalt. Da brauchste kaa Ölzeuch und keine Kapuze.“ Skipper nennt man die Schiffsführer von Sportschiffen, weil die Bezeichnung Kapitän wohl etwas zu pausbäckig klingen würde.

Als Hans-Horst Reiter, der neue Besitzer der Nautic Schule, bei einer Weihnachtsfeier im Kreise seiner Skipper verkündete, dass er neue Reviere für seine Segelschule zu erschließen gedenke, da war natürlich jeder ganz Ohr. Und das Wort Karibik wirkte elektrisierend. Jochen gehörte damals schon nicht mehr zu den Nautic-Skippern. Er hatte sich eine gebrauchte Stahlyacht gekauft – einen verbeulten Schrotthaufen von 9,50 Metern Länge zu überhöhtem Preis – zwei Jahre lang Eigenleistung in den vergammelten Traum gesteckt und den halben Globus umrundet. Einhand, wie das in Fachkreisen heißt, wenn sonst keiner mitfährt. Die letzte Karte war vor vier Wochen aus Neuseeland gekommen.

Niels konnte auf drei Karibiktörns verweisen. Zwei als Sailor, also als Crewmitglied, und einen als Skipper. So stand automatisch fest, dass er diesmal den Skipper machen würde. Wegen der Erfahrung, die er ohne Zweifel besaß. Erfahrung ist in der Karibik wichtiger als hochdekorierte Führerscheine, denn zu den seglerischen Gegebenheiten kommen noch eine Menge an Absonderlichkeiten der Gegend. Politische, wirtschaftliche, durch die Bevölkerung bedingte, durch die Pflanzen- und Tierwelt bedingte und so. Eine ganz und gar andere Welt. Die sollte man schon mal kennen gelernt haben, bevor man selbst Verantwortung für eine Yacht und deren Crew übernimmt. Als die ersten Segelschiffe auf Grund von Columbus' schwärmerischen Erzählungen dutzendweise in die damals noch fremde Karibik aufbrachen – sie glaubten, nach Indien zu fahren –, waren Sicherheitsvorkehrungen nicht vonnöten. Wenn ein Kapitän unterwegs die halbe Mannschaft verlor, juckte das keinen. Die hatte es eben erwischt. Dumm gelaufen. Heute sind die Leute pingeliger.

Ulf Jordan wollte auch mit. Und zwar als Skipper. Aber zwei Kapitäne verträgt keine Yacht. Also musste Ulf tricksen. Und das tat er. „Ich hab 'nen Bekannten, der chartert schon zum dritten Mal in der Karibik“, hatte er Hans-Horst erzählt. „Der kommt an gute, preiswerte Schiffe ran. Wenn wir zwei Yachten über den chartern, will ich eine davon haben. Ich bin schon mal mit dem in der Karibik gesegelt.“ Das konnte Hans-Horst seinem Skipper Ulf natürlich nicht gut abschlagen, denn Hans-Horst ist in erster Linie Geschäftsmann.

Die Skipper Hans und Charly erklärten sich bereit, als Sailors, also als einfache Crewmitglieder, an der Unternehmung teilzunehmen, denn sie konnten auf keinerlei Karibikerfahrung verweisen. So, wie ein Kapitän im Urlaub seine Berufsbezeichnung nicht verliert, bloß weil er sich mal ein paar Tage an Land ergeht, so sagt man zu einem Skipper auch dann Skipper, wenn er gerade mal nicht auf einem Schiff herumturnt und nach dem Rechten sieht. Sowohl Skipper Charly als auch Skipper Hans – letzterer vor allem – hatten zwar schon viele brenzlige Situationen auf See gemeistert, und Charly pflegte bei solchen Gelegenheiten dezent darauf hinzuweisen, dass noch nie ein Nautic-Schüler durch die Prüfung gerasselt war, den er ausgebildet hatte. Und er hatte viele ausgebildet. Aber das zählte hier nicht. Die Karibik erfordert andere Qualitäten.

„Wann fährt denn dein Bekannter in die Karibik?“ hatte Hans-Horst gefragt und Ulf hatte geantwortet: „Mitte April.“

„Das ist ‘n bisschen zu früh für uns“, wiegte Hans-Horst das Haupt, und Ulf antwortete: „Später will er nicht mehr fahren, weil dann die Hurrikan-Saison anfängt.“ Das leuchtete ein, und so wurde doch der April ins Auge gefasst. Dass in der Hurrikan-Saison die Schiffe wesentlich billiger sind – nur die Versicherungssummen verdoppeln sich – konnte der Entscheidung für den frühen Termin nichts anhaben. „Dann stell gleich morgen den Kontakt her“, hatte Hans-Horst gesagt. „Bis April ist’s nicht mehr lange. Organisationsmäßig gesehen.“ Das entsprach leider den Tatsachen. In dreieinhalb Monaten so einen Törn auf die Reihe zu bringen, das bedeutete Dutzende von Briefen und Faxen sowie ein gerüttelt Maß an Telefonaten. Bis die Rückfragen alle geklärt sind, vergehen locker ein oder zwei Monate.

\* \* \*

Hans war der Erste, der absprang. April ist bei ihm Stressmonat. Da kann er nicht weg. Deshalb nahm er auch an der Törnbesprechung Ende Februar gar nicht erst teil. In Nieder Olm. Bei Karla und Niels. Niels lud vor allem deshalb nach Hause ein, weil er eine Menge Anschauungsmaterial vorzeigen, durchdiskutieren und per Abstimmung in eine Kategorie einordnen wollte. Er hatte keine Lust, den ganzen Kram in die Segelschule oder ein Restaurant mitzuschleppen. Sein neues GPS-Gerät, auf das er sichtlich stolz war, Navigationszubehör und vor allem eine größere Menge an Seekarten, die er kürzlich irgendwo erstanden hatte.

„Sind die nicht veraltet, bis wir da hinkommen?“, hatte Charly gefragt, denn Emilio, der von ihm sehr geschätzte Segellehrer und Vorgänger Hans-Horsts, hatte seinerzeit gepredigt: „Nehmt keine alten Karten mit! Verlasst euch nicht auf altes Kartenmaterial! Karten, die älter als vierzehn Tage sind, können schon veraltete Angaben enthalten!“

Niels aber hatte geantwortet, dass man froh sein müsse, aus dieser Gegend überhaupt Seekarten zu bekommen. Wie alt die seien, wisse eh kein Mensch. Und ändern täte sich da sowieso nicht viel. „Wenn du in Holland oder in England mit ‘ner vierzehn Tage alten Karte rumsaust und brummst auf ein Wrack, dann ist die Versicherung aus dem Schneider“, hatte er argumentiert, „aber in der Karibik bist du schon der King, wenn du überhaupt Seekarten an Bord hast.“

Karla, Niels’ Frau, hatte Gurkensuppe mit Krabben drin gekocht und auch sonst so viel auf den Tisch gezaubert, dass Niels Mühe hatte, sein Programm durchzuziehen. Ständig lobte jemand das vorzügliche Mahl, was Karla den Nachteil einbrachte, dass sie damit schon vor dem ersten Auslaufen als Schiffsköchin feststand. Wer einmal gezeigt hat, dass er zu kochen versteht, kann sich später nicht mehr herausreden, wenn an Bord hungrige Mägen knurren. Karla machte das indessen nichts aus, denn sie ist ein äußerst praktischer, zupackender Typ, scheut keine Arbeit und ist auch sonst immer fröhlich. Das genaue Gegenteil ihres Niels, der eher bedächtig redet und besonnen agiert. Zuverlässigkeit ist dem schlanken, hochgewachsenen Mittfünfziger wichtiger, als für irgendwelche Künste gelobt zu werden. Wenn er mal einen Witz macht, dann so versteckt, dass nur die Intelligentesten lachen. Die anderen blicken etwas gradlinig drein und warten, bis das Thema schwenkt. Unter seinem ins Grauweiße schimmernden Stoppelbart konnte man nie sicher sein, ob er gerade grinste oder ernst blickte.

Niels rollte nach dem Essen die Seekarten auf dem Fußboden aus, weil der Tisch doch etwas zu klein für die riesigen Plakate gewesen wäre. Nicht, dass die Seekarten so ausgesehen hätten, als wären sie von Kolumbus persönlich gezeichnet worden, aber an Unhandlichkeit hatten sie seitdem kaum etwas eingebüßt. Auf den Knien sitzend erläuterte Niels den anderen, die ebenfalls auf dem dicken Teppich knieten – außer Karla, die in der Küche zu tun hatte –, dass die ins Auge gefasste Route nur um die zweihundertsechzig Seemeilen kurz sein würde. Große Strecken würden nicht gefahren. „Dafür gibt es mehrere Gründe“, hatte Niels mit metallisch klingender Stimme betont. „Erstens gibt’s da so viel zu sehn, dass man bis zum nächsten Ereignispunkt gar nicht so weit fahren muss.“ Das war erfreulich zu hören. „Nachts kann man nicht fahren, weil es keine Leuchtfeuer gibt.“ Das war nicht so erfreulich zu hören, denn wenn man sich verspätete oder aus Wettergründen zu lange auf See festgehalten wurde, dann konnte das Probleme aufwerfen. „Und außerdem werden in der Karibik öfters mal Segelyachten überfallen“, fuhr Niels in aller Sachlichkeit fort. Eine der Damen wurde blass, was Niels aber nicht weiter aufzufallen schien. „Die Drogenmafia kapert da besonders nachts Segelboote, um Rauschgift von Kolumbien in die USA zu segeln. Die Crews murksen die einfach ab und werfen sie über Bord.“

\* \* \*

Niels muss die Angelegenheit wohl etwas anschaulicher geschildert haben, als es die Sache verdient hatte, denn nach vierzehn Tagen lud er schon wieder zu einer Törnbesprechung ein. Wieder in seinem und Karlas Heim. Es gab diesmal nur belege Brote. Aber auch recht üppig ausgestattet. „Gibt’s ‘n Grund für die neuerliche Einladung?“, hatte Charly gefragt, und Niels hatte geantwortet: „Außer den Hornbachs und dir sind alle abgesprungen. Die Nautic-Schule muss die Sache ganz neu organisieren.“

„Da haste wohl die Abschachtung von Segelcrews e bissi zu drastisch geschildert?“, feixte Charly und Niels antwortete: „Wahrscheinlich schon, aber nicht ganz ohne Absicht. Wenn ich mit Leuten fahren muss, die sich wegen jeder Kleinigkeit in die Hosen machen, dann wird das kein brauchbarer Törn. Ich muss Leute an Bord haben, auf die ich mich verlassen kann.“ Für das abgesprungene Ehepaar hatte Niels seinen Arbeitskollegen Eberhard mit Frau Ilona aktiviert. Die Segelschule wollte sich noch nach einem weiteren Interessenten umsehen.

Das war aber offenbar nicht gelungen, denn außer Karla und Niels, Elisabeth und Norbert sowie Charly und den neuen, also Ilona und Eberhard, hockten nur noch die Betreiber der Segelschule breit grinsend auf dem Sofa. „Ich fahr net mit“, wehrte Hans-Horst gleich zu Beginn ab, „wir haben uns nur gedacht, es wäre kein Fehler, wenn einer von uns beim ersten Mal mit dabei ist. Die Elfi fährt mit und sammelt Eindrücke. Wenn einer von uns die Karibik ‘n bisschen kennt, können wir die besser vermarkten.“ Klang logisch. „Und außerdem wäre der Platz sonst sowieso leer geblieben. Es hat sich niemand mehr breitschlagen lassen.“

### **Leseprobe 2** (Seite 22 - 41 mit Unterbrechungen)

Charly hat die Erfahrung gemacht, dass man besser fährt, wenn man immer mehrere Meinungen einholt. Er ruft anderntags Erhard an. Erhard Faber. „Du warst doch letztes Jahr in der Karibik“, fädelt er das Gespräch ein. „Kannste mir e paar Tipps gewwe?“

Tipps hat Erhard in reichhaltiger Menge parat. Dass man sich vor der Sonne in Acht nehmen soll, dass man nichts anfassen oder gar in den Mund stecken soll, was man nicht kennt, dass man Vorkehrungen gegen das Einschleppen von Kakerlaken treffen soll und dass man seeigelfeste Badeschuhe braucht. „Ich hab heut morje vier Schuhgeschäfte abgeklappert“, mault Charly. „Keine Badeschuhe. Die hatte nur bis Größe zweiunvierzich, ich brauch awwer vierunvierzich.“ Da wusste Erhard auch keinen Rat. „Sogar in em Sanitärgeschäft hab ich nachgefragt. Die hatte awwer erst recht nix.“

Dann rückt Erhard doch mit einem Tipp heraus, der sich später als vorteilhaft herausstellt: „Wenn du auf Hafebehörde gehst, oder natürlich auch uff sonst welche Behörde, in e Ge-

Geschäft oder in e Restaurant, dann musste immer angezogen sein, wie aus em Ei gepellt, sonst nemme die dich net ernst. Ganz korrekt is e langärmliches, weißes Hemd, was de an de Manschette einmal umschlage darfst, awwer net zweimal. Dann e dunkel, lang Hos, am beste schwarz mit em dezente Gürtel und blitzblank gebutzte, schwarze Halbschuh. Wenn de in der Karibik uff e Behörde gehst, un bist so angezoche, wie des bei uns grad in Mode is, dann lasse die dich links lieje. Dann kannst uff so em Amt tagelang rumlungern, bis die dich dranemme. Egal wie dick des Schiff is, das du fährst.“

„Un, wie willst du das machen, wenn du an Land schwimmst oder mitm Schlauchboot fährst?“ wundert sich Charly. „Dann bist du doch halb nass.“

Aber Erhard antwortet, dass das nicht vorkommt. „Behörde gibt’s in der Karibik nur in Häfen, wo du auch anlegen kannst. Wenn du dein Schiff an eine Palme festbinden musst, dann frach dich keiner nach Papiern. Awwer wenn du abends in e Restaurant gehst“, fährt Erhard fort, „dann musste auch ordentlich und vor allem sauber angezogen sein. Die meine, sie würde net für voll genommen, wenn du net ordentlich rumläufst. Dann servieren die dir de letzte Fraß für en Haufen Geld. Bist du awwer anständig angezogen, dann is des Essen meistens ganz gut.“

Das ist natürlich ein Grund, sich zum Dinner umzukleiden. Abends mit einem hellen Jackett unter dem Arm. Weil es ja kühl werden könnte, was es aber nie wird. Charly hat später auf die Kleidung der Einheimischen besonders geachtet. Die waren tatsächlich alle sehr dezent, aber betont ordentlich gekleidet. Und phantasievoll. Besonders die Damen. Selbst Leute, die aus Wellblechhütten kamen, trugen korrekte Bügelfalten und absolut saubere Kleidung. Shorts und T-Shirts akzeptieren sie bei Touristen, so lange die sich am Strand aufhalten. Aber zehn Meter hinter der Brandungszone wird so ein Auftritt bereits als Beleidigung empfunden. Auch Sandalen sollten nicht plump und phantasielos sein. Der Karibe versteht das nicht. Alles muss chic sein, sobald man sich unter Erwachsenen bewegt.

„Mir sin letztes Jahr in Bequia voll in en Hurrikan gerate.“

„Au weia!“ Das interessierte Charly natürlich besonders, und Erhard berichtete: „Mir warn zum Glück schon aufm Rückweg un hatte genug Zeit, als die in de Nachrichte vor em Hurrikan gewarnt hawwe. Ich hab mich nach em Hurricane-Hole umgeguckt, awwer die warn zu weit weg. Des nächste wär die Marigot Bay in St. Lucia gewese, un des hätte mer net mehr gepackt. Deshalb bin ich in die Admiralty Bay auf Bequia eingelaufe, un da lag zum Glück die Club Med zwei. So e Traumschiff mit em breite Heck. Da hab ich mich dahinner gelegt. Fuffzich Meter oder sechzich. Mir hatte kaum die zwei Anker gesetzt, da ging’s auch schon los.“

„Un was machst du, wenn sich so en großer Pott losreißt?“ erschrickt Charly.

„An so was kannst du gar net denken“, erwidert Erhard. „Die Weiwer hawwe gezetert, dass sie an Land wollte, awwer wo dann die erste Bretter und en Haufen Wellblech durch die Luft gefloche is, da warn sie üwwerzeugt, dass mer uffm Schiff sicherer is. Mir hätte auch des Schlauchboot gar net mehr an Bord zurückgebracht, wenn mer die an Land gepaddelt hätte.“

„Wie hast du dann die Anker gesetzt?“ will Charly wissen.

„Ei, der Wind kam von Weste und hat uns in die Bucht neigedrück. Ich bin hinner die Club Med, un zwar an die nördlichste Ecke von der ihrem Heck und hab in ungefähr zwanzich Meter Abstand en Anker geworfen. Dann sin mer zurück, bis der Anker gegriffen hat und dann bin ich widder vor. Den zweite Anker hab ich vielleicht zehn Meter newer den erste geworfen, un dann sin mer dreißich Meter zurück, bis die Kordel von dem Reserveanker all war. Die hawwe mer dann mit e paar Palstek an die Kette geknotet, und dann hawwe mer alles an Kette gesteckt, was mer hatte.“ Palstek ist ein in der Segelei besonders beliebter Knoten, weil er zuverlässig hält und trotzdem leicht zu öffnen ist.

„Un des warn fuffzich Meter?“ fragt Charly.

„So ungefähr“, antwortet Erhard. „Fuffzich oder sechzich. So genau guckst du net hin. Ich wollt viel Kette, damit der Anker flach greift un die Kette durch ihr Gewicht die Schaukelei e bissi dämpft. Dann hawwe mer noch drei Fender an die Vorlaufleine von der Hauptankerkette

gebunde, damit mer de Anker widderfinne, wenn mer die Kett plötzlich üwwer Bord werfe müsse. Weißte ja nie, was passiert, wenn sich so en Traumpott losreist.“ Fender sind aufgeblasene Gummischwimmkörper, mit denen man im Hafen die Bordwand vor Kratzern schützt.

„Also haste doch was unnernomme?“ hakt Charly nach.

„Awwer erst ganz am Schluss. Wo alles annere fertig war.“

„Was haste dann noch fertig gemacht?“ Charly interessiert jetzt jedes Detail.

„Ei ich hab Brote schmiern lasse für zwei Tage, un alles so herrichte, dass de aus der Hand esse kannst un dir beim Trinke net die Zähn nach hinne stülpst. In so em Hurrikan fährtste zwei Tage lang nur Achterbahn. Da kannst net viel mache. Mir hawwe alles Harte in die unnere Kiste verstaut un alles Weiche, was mer net brauchte, um die Ecke un Kante in der Pantry gebunne.“ Pantry nennt man den Aufenthaltsraum unter Deck. „Da holste dir ja sonst blaue Flecke ohne Ende.“

Da hatte er Recht. Eine ordentliche Sturm Vorbereitung.

„Un wann is dann der Hurrikan gekomme?“ Charly lässt nicht locker.

„Ei wo mir fertig warn mit de Vorbereitunge, da hatte mer schon acht Windstärke in der Hafebucht. Nachts um elf gings dann richtig los. Volle Kanne. Sogar im Windschatten von der Club Med hatte mir noch deutlich mehr wie zwölf Windstärke.“

„Is dann so e Schiff dem Wind üwwerhaupt gewachse?“ will Charly wissen.

„Des Schiff schon, awwer die Anker net. Mir sin langsam nach hinne gerutscht. Da hab ich de Diesel angeworfe, un mir sin zwanzich Schtunde mit zweitausend Umdrehunge gegegangen, um die Ankerkette zu entlaste. De annern Abend kurz nach Sonneunngang hats dann allmählich nachgelasse. Nachts um vier warn’s nur noch zehn Windstärke. Was meinst, was mir gejubelt hawwe. Nur noch zehn Windstärke. Sonst mache se sich schon bei acht oder neun in die Hos.“

Nun ja, die Karibik hat offenbar einiges zu bieten.

„Der dicke Pott vor uns hat natürlich die Welle niedrig gehalten“, fährt Erhard fort. „Wie mir ohne den Wellebrecher ausgesehe hätte, hawwe mer en ganze Daach lang beobachte könne. Da sin mittelgroße Kümos an Land gespült worde, un die Palme am Ufer hats all mitenanner aus der Verankerung gerisse. Die sin dann wie die Pustelblume in die Pampa gefloche, nur e paar Nummern größer.“ Kümos sind Küstenmotorschiffe, die Handelsware zwischen kleineren Häfen hin- und herfahren.

„Wenn der Wind von Weste kam“, lässt Charly nicht locker, „dann muss das Auge des Orkans demnach nördlich von euch durch sein?“

„Ja, natürlich“, antwortet Erhard. „Mir hatte Glück. Mir warn im günstiche Viertel. Auf St. Lucia hat der Wind Pflastersteine aus der Straß gerisse un in de Urwald geknallt. Ganze Bananefelder hat der plattgemacht. Mit Plasterstei! Des kannst dir net vorstellen, wenn de des net gesehe hast.“

Das muss man sich mal vorstellen!

„Ob mir den Hurrikan im ungünstiche Viertel üwwerlebt hätte, des weiß ich auch net. Denkt mer auch am beste gar net drüwwer nach.“

\* \* \*

Jetzt sind wir erst mal in Paris gelandet. „Ma-O-Am oder so ähnlich heißt die Fluggesellschaft, mit der wir weiterfliegen.“ Karla hat es sich nur ungefähr gemerkt. Niels kramt in seinen Unterlagen und sagt dann: „AOM heißt die Luftfahrtgesellschaft. Das muss so ‘ne Art Condor von der Air France sein.“

Sieben Gestalten schleichen kurz vor 11.00 Uhr im Pariser Flughafen Orly von Plakat zu Plakat und von Anschlag zu Anschlag. Keine AOM. Um 11.45 Uhr soll der Vogel abheben. Elfi ist nicht dabei, weil sie keinen Direktflug mehr bekommen hat. Sie flog bereits gestern Abend über St. Maarten nach Martinique, wird dort aber erst spät abends eintreffen, weil sie in St. Maarten einen halben Tag herumlungern muss. Norbert findet auch keinen Hinweis auf AOM.

. Aber Ilona. Sie ist noch ein paar Zentimeter kleiner als ihr Mann, ansonsten aber noch extrovertierter als Eberhard und immer fröhlich. Neugierig auch. Den ins Rötliche schimmernden Schopf steckt sie in alles, was interessant sein könnte. Deshalb hat sie auch jetzt Glück. Als die Kleinste im Trupp schlendert sie unter einer freitragenden Treppe hindurch, und sagt dann: „Da steht’s!“

Nun, es stand nicht viel auf dem Anschlag. Nur, dass die Schalter der Fluglinie AOM zu finden sein müssten, wenn man immer geradeaus geht. Das tat man, ächzend und schlurfend. Denn obwohl die Seesäcke nicht über den Plattenboden gezerrt werden mussten, weil man sie vor dem Abflug in Frankfurt, um 7.30 Uhr direkt nach Martinique aufgegeben hatte, baumelte doch allerlei Gewichtiges in Taschen und Tüten um Hals, Bauch und Schultern. Den ganzen Elektronikram wollte man nicht der Gefahr aussetzen, zwischen Hartmetallkoffern zerquetscht zu werden, und Niels trug die Rolle mit den Seekarten wie ein Heiligtum vor sich her. Dann kamen noch diverse Fotoausrüstungen sowie die eine oder andere Videokamera hinzu, und so war man froh, endlich in der Schlange vor dem AOM-Schalter zu warten. Es war der falsche. ‚Est‘ stand noch eher heimtückisch als informativ dran. Der richtige sei ‚Ouest‘. Also im Westen. Ganz am anderen Ende des Flughafens. 641 wäre der richtige Flug für die Herrschaften, erfuhr Norbert von dem freundlichen Beamten, der sichtlich gerührt schien, dass ein Germane seine, also die französische Muttersprache so gut beherrschte.

Wenn in den 90-er Jahren des 20. Jahrhunderts ein Flugzeug vom Himmel fiel, dann handelte es sich in neun von zehn Fällen um eine DC 10. Vertrauenerweckend wirkten die Vögel beim besten Willen nicht. Leider ist es so, dass in die schönsten Segelreviere nur die vergammeltesten Flugzeuge fliegen. Die DC 10, in der kurz nach 13.15 Uhr alle Passagiere Platz gefunden haben, ist sehr klapperig. Dass so was noch in die Luft darf, ermöglicht vermutlich nur das finanzielle Engagement einer finanziell noch höher motivierten Lobby. Bereits um 13.38 Uhr werden in dem stickigen Rappelkasten die ersten Getränke gereicht. Eau sans gas, eau avec gas und ein gelber Saft, nach dessen Genuss die gemurmelten Proteste der meisten Flugreisenden anerkennendem Augenrollen weichen. Das Zeug schmeckt in der Tat teuflisch gut. Lenkt von allem Unbehagen ab. Norbert erfährt von der Stewardess, dass das ein karibischer Drink sei. „Dann kann unser Urlaubsziel doch nicht ganz unzivilisiert sein“, vermutet Norbert. Zumal der gelbe Saft keinerlei Alkohol enthält.

Der Flieger ruckelt immer wieder mal ein bisschen. Eine Menge Leute laufen immer noch hin und her. Hauptsächlich Stewardessen. Schlanke, dunkelhäutige Französinen aus Martinique. Napoleon hatte sich damals schon eine von denen geholt, wenn sich auch später herausstellte, dass er ihr nicht gewachsen war. Aber Geschmack muss er gehabt haben, der korsische Zwulch.

Martinique erhielt seinen Namen durch Christoph Kolumbus. Er segelte am Martinstag an der Insel vorbei. Gauguin hat sich mal ein paar Monate in der damaligen Hauptstadt Saint-Piere herumgetrieben. Die Stadt muss prachtvoll gewesen sein, denn der Maler preist ihren Luxus und ihre Eleganz. Saint-Piere fiel indessen einem Vulkanausbruch zum Opfer, und seine Bewohner den Behörden. Die volle Story geht folgendermaßen: In Saint-Pierre, der damaligen Kulturmetropole der Antillen, rumpelte 1902 ein Vulkan los und begrub die Stadt unter Asche. Das nahm aber keiner so ernst, denn die gesamte Karibik besteht aus Vulkanen, und irgend einer rumort immer. Oder spuckt Asche. Schlimmstenfalls begaben sich die Herrschaften dann auf eines ihrer Schiffe, deren ja immer genug auf Reede lagen, und warteten auf See, bis der Spuk vorbei war. Am 4. Mai 1902 durfte indessen der Vulkan Pelée die Bevölkerung von Saint-Pierre unter sich begraben, weil für den 10. Mai Gemeindewahlen angesetzt waren und der Gouverneur nicht duldete, dass seine Wähler Reißaus nahmen. Als dann die ersten Flüsse Schlamm aus den Bergen in die Stadt spülten, machten sich die Bewohner scharenweise auf die Flucht, und der Gouverneur ließ sie von seinen Truppen wieder zurück in die Häuser treiben. Weiteres ist nicht direkt bekannt, weil alle Bürger der Stadt umkamen. Über 30 000! Auch der Gouverneur. Die politische Ungeheuerlichkeit entnahm man später den Un-

terlagen, die ein Reporter der örtlichen Zeitung akribisch zusammengetragen hatte. Auch er kam in dem Inferno um. Aber seine Botschaft nicht. Genutzt hat sie natürlich auch nichts, denn kein Politiker dieser Welt würde kurz vor Wahlen anders handeln als jener Gouverneur. Heute ist Saint-Pierre halb Geisterstadt, halb Touristenattraktion.

\* \* \*

Die DC 10 brummt beruhigend gleichmäßig über den Atlantik. Ob sie am Ende doch wohlbehalten ankommt? Der Atlantik ist bereits zu zwei Dritteln überquert, als sich die obere Atmosphäre zu leichten Wölkchen zusammenballt. ‚Fasten seat belt‘ leuchtet neben den Klimadüsen auf. Und es beginnt zu holpern.

Wir sollen landen, behauptet die Anzeige. Weiter unten besteht die Luft nur aus Watte. Rumpelwatte. Ein neuer, starrer Flieger hätte vermutlich Probleme bekommen. Aber die alte, lap-pige DC 10 schmiegte sich jeder Unebenheit perfekt an, so dass nach wenigen Minuten die ‚fasten-seat-belt‘-Anzeigen erlöschen, und die Chefstewardess zum Aussteigen auffordert. Man war wie vor den Kopf geschlagen: Den gefährlichsten Teil eines Segeltörns heil überstanden und 98 % Luftfeuchtigkeit. Zum Glück nur 32 °C. Karibik mit mildernden Umständen.

Die Autobahn bestand auch hauptsächlich aus Absichtserklärungen. Die ersten 500 Meter war sie ja noch vierspurig, dann verengte sie sich auf drei Spuren, und die restlichen 20 Kilometer rasselte der Ford-Transit-Bus auf einer ganz ordinären, zweispurigen Asphaltstraße nach Süden. Dabei musste man sich unentwegt fragen, wo die ihren Asphalt her beziehen. Trinidad und Tobago, sozusagen die Nachbarinseln, ersticken förmlich in Asphaltseen. Hier ist Asphalt Mangelware. Wahrscheinlich auf Grund einer EU-Bestimmung.

Der Bus rasselt durch nur wenige Dörfer. Trotzdem fällt auf, dass die Leute allesamt ordentlich gekleidet sind. Da scheint man enormen Wert drauf zu legen. Muss ja kein Fehler sein. Schlank sind die Menschen auf Martinique auch. Die meisten jedenfalls. Groß, kräftig, durchtrainiert und kein bisschen fett. Dicke Mummies sieht man nur sehr selten. Der Karibe ist chic. Man kann Napoleon verstehen.

### **Leseprobe 3 (Seite 41 - 48)**

Um 17.30 Uhr stehen sieben Segler und ihr umfangreiches Gepäck im Hafen von Le Marin, einer Kleinstadt im Südosten Martiniques. Unmittelbar vor der Bude des Vercharterers ‚Bambou Yachting‘ hat sie der Transitbus abgeladen. Elfi kommt eine halbe Stunde später mit dem Taxi. Ihre Flieger waren allesamt pünktlich, und so konnte sie dreieinhalb Stunden aufholen.

Niels entschuldigt sich bei der Dame, die die Übergabeformalitäten regelt, für die Verspätung. Aber die Dame ist recht freundlich – wie die meisten Kariben, man wird das im Laufe des Törns noch oft feststellen – und sagt, dass sie sich gewundert hätte, wenn die Herrschaften früher gekommen wären. Dies sei nämlich die übliche Zeit, wenn die Crews anreisen. Wie schön, wenn man sich auf Gewohnheiten verlassen kann.

Das Schiff liegt bereit, ist bereits durchgecheckt und für die Vercharterung freigegeben. Das klang zunächst etwas hochtrabend, aber in der Folge werden die Herrschaften aus Deutschland feststellen, dass es hier sehr ordentlich und korrekt zugeht. Schlendrian ist in keinsten Weise angesagt. Es sieht nur so aus. Weil die Urlauber das mögen. Hinter den Kulissen läuft alles wie am Schnürchen. Ehrlich. Man wollte das erst gar nicht glauben. Während die Angestellte von Bambou Yachting Niels' Führerscheine und Meilenbestätigungen kopiert, erzählt sie, dass um 11.05 Uhr Ortszeit eine PanPan-Meldung eingegangen ist. Ein 13-Meter-Katamaran ist überfällig. Genaugenommen schon seit dem 31.3.95. Alle Schiffe sollen Ausschau halten, obwohl das kaum nützen wird, denn die meisten Schiffe, die in der Karibik verschollen gemeldet werden, wurden von Drogenkurieren gekapert. Normalerweise wird die Crew umgebracht und danach mit dem Schiff Drogen in die USA gesegelt. „Die Drogenmafia

imitiert inzwischen einen deutschen Segelclub besser, als wenn er echt wäre“, sagt die Dame. „Aber Sie wollen ja nachts nicht segeln?“

„Nein“, beeilt sich Niels zu beteuern, denn er weiß, dass jedes Jahr ein paar Segelschiffe in der Karibik abhanden kommen. Trotz behördlicher Beschwichtigungen. Aber in Häfen oder Buchten, wo mehrere Boote nebeneinander ankern, ist noch nie etwas passiert. Unter den Augen eventueller Zeugen begehen sie keine Untaten. Warum sollten sie auch? Es gibt ja genug Unvorsichtige.

Um Einhandsegler machen Rauschgiftspediteure auch einen Bogen. Nicht ohne Grund. Jochen Scharff hat mal erzählt, dass Einhandsegler immer Waffen an Bord haben. Meistens eine Maschinenpistole, ein Präzisionsgewehr und ein paar Revolver. Er hat seine Ausrüstung damals in Spanien gekauft. In Alicante. Er durfte die Sachen jedoch nicht mit an Bord nehmen, sondern musste bei den Behörden ausklariieren und den Zeitpunkt mitteilen, wann er von welchem Liegeplatz aus das Land zu verlassen gedenke. Fünf Minuten vor diesem Zeitpunkt erschien ein Militärjeep vor seiner Yacht, drei Herren salutierten zackig und einer übergab ihm dann das Paket. Er bekam es aber nur gegen die ausdrückliche Beteuerung, es erst außerhalb der Dreimeilenzone zu öffnen.

Charly geriet mal auf Gran Canaria in eine Skipperversammlung, die an Merkwürdigkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Es war auch Ende April. Im Seglertreff ‚Casablanca‘ in Puerto de Mogán. Einer der Herren sagte: „Eine Uzi, eine Remington und drei Spritzen.“ Ein anderer sagte: „Eine Kalasch, eine Walther und eine Spritze.“ Der dritte bot: „‘ne Heckler, ‘ne Automatik und zwei Spritzen.“ Charly wandte sich an einen befreundeten Skipper und erkundigte sich nach der Ursache für diese merkwürdige Versteigerung: „Das sind Schiffseigner, die Segeltörns mit Skipper anbieten. Anfang Mai verlegen die ihre Schiffe ins Mittelmeer, weil hier auf den Canaren nur im Winter die Geschäfte gut laufen.“

„Das ist doch kein Grund, James Bond seine Spielsachen zu verhökern“, wunderte sich Charly und der andere Skipper erklärte: „Die verhökern nichts. Die stellen einen Konvoi zusammen, damit sie sicher ins Mittelmeer kommen. Vor der afrikanischen Küste und besonders vor Algerien ist die Piraterie extrem schlimm. Da getraut sich kein vernünftiger Segler alleine hin. Weil die aber jetzt rasch in ihre Einsatzhäfen ins Mittelmeer müssen, können die sich keine Umwege über die portugiesische Küste leisten. Da fahren die im Pulk, und wenn verdächtige Boote auftauchen, bilden sie eine Front. Wenn die anderen nicht glaubhaft machen können, das sie harmlos sind, ballern sie sofort los.“

Man sieht, nicht nur in der Karibik herrschen haarsträubende Zustände. Die Piraterie rund um Afrika, in der Karibik und vor allem in den Gewässern Indonesiens hat inzwischen beängstigende Formen angenommen. Denn für die Angelegenheiten auf hoher See fühlt sich keine Regierung zuständig, und so wird es immer schlimmer. Die Piraten des 17. und 18. Jahrhunderts waren Operettenstatisten im Vergleich zu den Verbrechern, die zu Beginn des 21. Jahrhunderts manche Meere unsicher machen.

Wegen der strengen Waffengesetze sind schutzbedürftige Bürger, z. B. Chartersegler, normalerweise nicht bewaffnet. Nur die Verbrecher. Die haben Waffen ohne Ende. Und keine Regierung dieser Welt ist bereit, an diesem Ungleichgewicht zu rütteln.

„Jetzt bräuchte ich noch einen zweiten C-Schein“, sagt die Dame hinter dem Tresen von Bambou Yachting, „und die zugehörigen Meilenbestätigungen.“ Niels ist zunächst ein wenig ratlos, denn bisher gab man sich mit den Papieren des Skippers immer zufrieden. „Und wenn Sie krank werden oder über Bord gehen oder sonst was passiert, was Ihre Einsatzfähigkeit beeinträchtigt?“ gab Madame Bambou Yachting zu bedenken. Zum Glück hatte Charly alle seine Papiere griffbereit, und so wurde auch sein C-Schein und das Meilenheft kopiert. Aber nur die ersten zwölf Törns. „Fünftausend Meilen genügen uns“, sagte Madame. Na fein. „Dann muss jetzt nur noch die Kautions hinterlegt werden.“ Treffend formuliert. Elfi hatte Niels einen unterschriebenen Blanko-Scheck gegeben, in den er nun die geforderte Summe eintrug, und dann hatte alles seine Richtigkeit.



Die Yacht hieß ‚Guimyv‘ und war eine Gib Sea 472. 14 Meter lang, 4,30 Meter breit, hatte einen Tiefgang von 1,90 Metern und verdrängte 12 Tonnen Wasser. Vier große Kabinen und eine kleine Kabine boten bis zu zehn Seglern Platz. Eine Rollfock und ein Rollgroß sorgten dafür, dass sich die Segel ohne große Mühe und Vorkenntnisse bedienen lassen würden. Zum Setzen musste man an der einen Kurbel drehen, und zum Reffen oder Einholen an der anderen.

Was ‚Guimyv‘ bedeutet, wusste niemand. Aber es stand in breiten Lettern am Heck. Also musste es stimmen. Die ‚Guimyv‘ lag am zweiten Schwimmsteg links. Ziemlich nah. Keine 100 Meter zu laufen. Dass die Yacht relativ nahe am Ufer vertäut war, hatte einen einfachen Grund: Die meisten Segelschiffe waren Katamarane, die viel Platz brauchten, und die hatte man ganz außen an die Stege gelegt oder in Landnähe ins flachere Wasser. Vor Niels' Crew belud gerade eine Gruppe Franzosen ihr Schiff. Die hatten einen Hund dabei, und der machte Jagd auf Kakerlaken. Die unappetitlichen Insekten schienen die Gefahr rasch erkannt zu haben. Sie verschwanden blitzschnell in den Ritzen der Planken des Schwimmsteges. Bis auf ein paar, die es wohl nicht glauben wollten. Die zermampfte der Hund mit hörbarem Schmatzen. Einige fielen auch bei der Flucht ins Wasser. Die entsorgten die Fische. Es gab recht stattliche Fische im Hafen, was der Qualität des Wassers eine gute Note ausstellte.

Erstaunlicherweise krabbelten im Inneren der Yacht nur wenige Kakerlaken herum. Der Verscharterer schien Maßnahmen ergriffen zu haben. Nach zwei Tagen auf See hatte die Crew alle erlegt. Jedenfalls wurden danach keine mehr gesichtet.

Das Gepäck war rasch in den geräumigen Kojen verstaut, und dann musste erst mal ein Einklarierungsschluck genommen werden. Das erfordert die Sitte. Dummerweise verfügte der Hafen in Sichtweite nur über eine einzige Kneipe, und die war recht primitiv. Kronenbourg hatten sie und Heineken und noch eine Brühе namens Lorrain aus Lothringen. Die Viertelliterdose zu 15 Franc. Französische. Keine Long Drinks. Vor der Resopalkneipe mühte sich eine Steelband ab, die anzuhören keinen Genuss bot. Die Fässer waren schrecklich verstimmt. Dass es sich bei dem einen Schlager um ‚die Liebe im Vorübergeh'n‘ gehandelt haben soll, glaubt Charly trotz aller Beteuerungen bis heute nicht. ‚Mexico, Mexihico‘ von den Los Paraguayos glaubt wer herausgehört zu haben und Elisabeth behauptet steif und fest, dass sie ‚the Saints go marching in‘ erkannt hätte. Schwer zu sagen. Man trinkt jedenfalls sein Bier im Weitergehen, denn die Steelband ist wirklich eine Zumutung. Geld bekommen die von den Wenigsten.

Niels verteilt auf dem Weg zum Supermarkt Zettel, damit jeder weiß, was er einkaufen soll. Das Verproviantieren der Yacht ist nach anderthalb Stunden erledigt.

Weil das Bier nicht schmeckt und noch niemand weiß, welche Genüsse denen bevorstehen, die sich intensiver mit karibischen Mixgetränken befassen, zieht man sich aufs Schiff zurück und macht sich fertig für die morgige Abreise. „Als ohreschmäusig möcht i den Radau ja net bezeichne“, äußert Eberhard. Die Steelband hat Verstärkung bekommen. Riesige Lautsprecherboxen. Damit wird der gesamte Sporthafen ausgeschallt. In der Hoffnung auf Bakschisch. Es fließt aber nur spärlich. Die meisten Menschen sind eben doch musikalisch. „Mit den ausrangierten Wellblechfässern kannste auch nicht viel anfangen“, gibt Niels zu bedenken, aber Charly versichert, dass er mal in Amsterdam einem Spieler gelauscht hat, der das Instrument meisterlich beherrschte. „Aus der Entfernung hab ich erst gedacht, da spielt einer Orgel“, fährt Charly fort. „Erst beim Näherkommen hat sich herausgestellt, dass da ein dunkelhäutiger Student mit Hammer und Meisel auf ein Hundertzwanzigliterfass losgegangen ist und jetzt damit Musik zaubert.“ Der karibische Student in Amsterdam trat seinerzeit für Charly den Beweis an, dass man mit ausrangierten Fässern hervorragende Musik erzeugen kann. Traumhaft schöne Musik. Man muss es nur können. Nämlich das Ausstanzen der Fässer und das Anschlagen der klangerzeugenden Flächen. Wenn die karibischen Hinze und Kunze auf den Fässern rumtrommeln, hat das meistens mit Können nicht viel zu tun.

#### Leseprobe 4 (Seite 59 - 64)

Um 16.30 legte Niels in Rodney Bay auf St. Lucia an. Leider ein wenig unkonventionell. Charly ging dabei baden. Das hing mit widrigen Umständen zusammen, die sich im Nachhinein nicht mehr restlos auseinanderdividieren lassen. Aber irgendwer muss an dem Malheur schuld gewesen sein. Es begann damit, dass der Skipper sagte: „Wir kommen gleich durch eine Engstelle. Dahinter ist ein Anlegesteg. Wir müssen mit der Steuerbordseite anlegen. Dann weist uns der Hafenmeister einen geeigneten Platz zu.“

Nach Passieren der Engstelle ist kein Steg zu sehen. Ein dickes, fettes Motorschiff hat an dem Steg festgemacht und verdeckt ihn vollständig. Amerikanische Flagge. OLINDA steht breit am Heck. Da kann man nur hoffen, dass die Namensgeberin schlankere Hüften besitzt. Vom Hafenmeister fehlt natürlich jede Spur. Der nächste Steg ist ebenfalls belegt. Auch von einem Ami. Motorschiff mit zwei Hochseeangeln in der dritten Etage. Der wuchtige Eimer heißt JAZZ. Kann man sich wenigstens was drunter vorstellen. Auch die JAZZ ist länger als der Steg. Keine Chance für einen ‚Guimyv‘-Segler, an Land zu kommen. Wassersportler, die so arm sind, dass sie einen Führerschein machen müssen, um sich auf See tummeln zu können, wissen, dass man Ankunftsstege nicht blockiert. Der Geldadel weiß das nicht. Oder er schert sich den Teufel darum. Nach zehn Minuten wird Niels kribbelig, denn in Rodney Bay sollen noch ein paar wichtige Dinge erledigt werden. Er schlägt schließlich vor, in die Marina hineinzufahren und zu schauen, ob vielleicht ein Liegeplatz für die Größe der ‚Guimyv‘ frei ist. Im Hafen gibt es infolge der gesalzenen Preise ein halbes Dutzend freier Plätze in der richtigen Größe. Welchen soll man nehmen? Norbert schlägt vor, einen Liegeplatz namentlich zu benennen, damit jeder weiß, wie das Manöver zu fahren ist. „Gut“, antwortet der Skipper, „dann nehmen wir A 15.“ A 15 steht groß mit weißer Farbe an der Mole. Zwischen A 14 und A 16. Charly belegt eine Achterleine an der Klampe und der Skipper sagt: „Macht die Leinen mal noch nicht am Schiff fest. Werft sie erst über und belegt sie dann auf dem Schiff. Vom Balduin hab’ ich einen Trick. Der geht ganz prima.“ Balduin war zur damaligen Zeit der einzige hauptberufliche Segellehrer in der Nautic-Schule. Was der sagte, das galt. Es musste sich um einen geheimen Trick handeln, denn an Bord hatte sonst noch niemand davon gehört. Normalerweise lernt man in der Segelschule, dass erst mal die Leinen am Schiff festgemacht werden, damit es wenigstens ein paar Fixpunkte gibt, wenn Unvorhergesehenes zum raschen Handeln zwingt. Wenn die zum Wind hin zeigende Leine, auch Luvleine genannt, am Schiff und an Land vertäut ist, dann kann nicht mehr viel schief gehen. Jedenfalls muss es dann knüppeldick kommen, damit etwas passiert. Jetzt kam es knüppeldick.

Niels stand am Ruder und schlenzte die Yacht in die Box. „Charly, du gehst raus auf die Mole und wirfst die Luvleine über den Poller“, ordnete der Skipper an, „und Elfi, du hältst die Leine schiffsseitig fest und belegst sie dann auf der Achterklampe!“ Charly stieg über die Reling und machte sich sprunghaft. Man kann indessen nicht umhin, dem Unglücksraben einen Teil der Schuld an dem anschließenden Malheur anzulasten, denn Charly thronte betont lässig auf der Heckreling. Ohne sich, wie das Vorschrift ist, mit einer Hand festzuhalten. Von früheren Anlegemanövern war er gewohnt, dabei mit dem linken Bein zu baumeln, während er sich mit dem rechten an der Fußreling sprunghaft abstützte. Die üblichen, leichten Schlingerbewegungen des Schiffes glich man bei Bedarf durch Ziehen an der Heckleine aus. Das wurde jahrelang so gemacht. Routine sozusagen. Jetzt war die Situation eine andere, weil die Luvleine schiffsseitig nicht belegt war.

Vielleicht fuhr der Skipper ein wenig zu forsch. Vielleicht steuerte er die Box auch ein wenig schief an, weil Eberhard und Norbert einen Palstek über den Steuerborddalben werfen sollten, so einen Eichen- oder Teakholzpfahl vor der Box, an dem man in Gezeitengewässern die Vorleine festmacht. Die Ursache lässt sich im Nachhinein nicht mehr genau rekonstruieren. Vielleicht schwappte auch gerade in dem Moment eine leichte Welle unter dem Schiff hindurch und wurde an der Kaimauer reflektiert oder das Rad klemmte. Jedenfalls vollführte die ‚Guimyv‘ eine unvorhergesehene Bewegung, und Charly stürzte ins Wasser. Elfi zog zwar gewal-

tig an der Leine, aber das gab wenig Halt. Muskelkraft kann eben doch nicht eine Klampe neben der Fußreling ersetzen.

Als Charly wieder auftauchte, bekam er zum Glück die Achterleine zu fassen, mit der das Schiff von Box A 14 befestigt war. In einem Riesenkraftakt schwang er ein Bein über die Leine. So konnte er sich über Wasser halten, bis ihm die anderen zu Hilfe kommen würden. „Wir müssen erst anlegen!“ brüllte der Skipper. „Vorher können wir gar nichts tun!“ Da hatte er Recht. Leider.

Es dauerte noch geschlagene fünf Minuten, bis die Yacht vertäut war. Durch Hektik und Hin- und-Herrennen wurde die Angelegenheit zwar über Gebühr verzögert, aber das half dem Über-Bord-Gegangenen wenig. Er zeterte jedoch ob des Missgeschicks mit keiner Silbe, denn er wollte den Mund nicht öffnen. Zum Glück hatte er kein Wasser geschluckt. Das Hafengewasser erschien ihm, wie alle Hafengewässer, gar zu schmutzig. In der braunen Brühe schwamm allerlei Dreck, dessen Herkunft sich der Nichtkaribe schwer erklären kann. Der rote Anorak, den Charly kurz vor dem Einlaufen in den Hafen angezogen hatte, weil der Regen doch ein wenig kühler geworden war, zog mächtig nach unten. Er hatte sich mit Dreckwasser vollgesaugt. Zum Glück hatte Charly den Anorak vorn nicht geschlossen, so dass nur ein Teil des Gewichtes auf ihm lastete. Der untere Teil des Anoraks schwamm in der Dreckbrühe. Trotzdem wurden allmählich die Arme lang. Er versuchte mehrmals, sich hochzuziehen und die Arme um die Leine zu schlingen, aber das Gewicht des nassen Anoraks machte das unmöglich. Seine Wünsche reduzierten sich von Minute zu Minute. Am Schluss wäre er schon dankbar gewesen, wenn es ihm gelungen wäre, sich so weit an dem Seil hochzuziehen, dass er daran gebaumelt hätte wie ein Weißer, der von Kannibalen zum Kochtopf getragen wird. Schon sah sich Charly nach einer Möglichkeit um, das Ufer schwimmend zu erreichen – Dreckbrühe hin, Dreckbrühe her –, da zogen Norbert und Eberhard eine Leine unter seinen Schultern hindurch und hievten ihn auf den Steg. Niels musste noch mithelfen, so schwer war das Gewicht geworden.

\* \* \*

Worte des Dankes hätte Charly nun äußern sollen, aber er machte den Mund nicht auf. Erst wollte er unter die Dusche. Dies mit Gesten andeutend strebte er auf den Flachbau zu, in denen er die sanitären Einrichtungen des Hafens vermutete. Zum Glück hatte jemand eine halbvolle Plastikflasche mit Flüssigseife in der Duschkabine vergessen, so dass Charly gründlich duschen konnte. Die erste Viertelstunde mit voller Bekleidung und viel Seife, dann eine Viertelstunde sich langsam der Kleidung entledigend, und dann noch einmal eine Viertelstunde gründlich mit ganz viel Seife. Dann zog er das Nötigste über und watschelte hinüber zur Yacht. Dort zog sich Charly zunächst um und hängte dann die nasse Kleidung zum Trocknen über den Großbaum.

### **Leseprobe 5 (Seite 77 - 84 / 86 - 91)**

Um 16.15 Uhr tuckert Ticco auf die ‚Guimyv‘ zu. Niels sagt, dass jemand, der sich so weit mit so einem Winzling von Boot hinauswagt, bestimmt brauchbar ist und heuert ihn an. Ticco ist Guide, wie er behauptet und unentbehrlich, wenn man sich gegen die anderen Guides behaupten will. Restlos paradiesisch ist die Karibik nämlich nicht. Man solle einen Schutz anheuern, der die Besorgungen macht und den anderen Stromern klarmacht, dass hier bereits Schutzgeld bezahlt wird. Die Guides patrouillieren vor den beliebten Buchten in großer Zahl. Die meisten fahren wunderschön bunt bemalte 5-Meter-Bötchen mit kräftigem Außenborder und hängen sich an einlaufende Touristenyachten. Auf Ticcós Eagle möchte aber keiner der Deutschen steigen, denn das Schiffchen funktioniert nach dem Fahrradprinzip. In Bewegung lässt es sich aufrecht halten, wenn es ruhig im Wasser liegt, muss man balancieren, sonst fällt es um. Der dunkelhäutige, stämmige Mittvierziger Ticco ist nur mit einem T-Shirt und grünen Boxershorts bekleidet, aber Ticco und Eagle sehen ganz manierlich aus. Also schließt Niels

den Vertrag mit Ticco. Mündlich natürlich, denn das hat in der Karibik Tradition und besitzt absolute Gültigkeit. Zuerst soll Ticco der Yacht einen geeigneten Platz zuweisen, danach soll er beim Anlegmanöver helfen und dann an Bord weitere Anweisungen erhalten. Für die Dienste verlangt er 25 US-Dollar pro Tag. Eigentlich nicht zu viel, wenn man bedenkt, wie viel Arbeit er den Gästen aus Deutschland abgenommen hat. Arbeit zumeist, die sie selbst gar nicht hätten leisten können.

Um 17.30 Uhr, also noch deutlich vor Sonnenuntergang, wird die ‚Guimyv‘ unter Buganker und Heckpalme in der weiten Bucht von Soufrière festgemacht. „Das machen hier alle so“ erklärt Niels. Die Inseln sind sehr steil, und die Steilheit setzt sich unter Wasser fort. Genau genommen muss der Anker in einer Böschung aus Sand, Geröll und Tang halten. Er hielt erstaunlicherweise jedes Mal. Bis zur Brandungswelle brauchte man vom Heck aus keine 15 Meter zu schwimmen.

Als die Yacht vertäut und gesichert war, machte Niels folgendes aus: Ticco soll all das besorgen, was er auf einen langen Zettel geschrieben hat. Und er soll zwei Stangen Eis mitbringen, denn der Eisschrank ist bei den hohen Temperaturen und dem Durst der Crew nach kalten Getränken völlig überfordert. Dann soll er im Hotel Hummingbird, vor dem die ‚Guimyv‘ Anker geworfen hat, einen Tisch für acht Personen bestellen und die Crew um acht Uhr abholen, damit die Herrschaften in Abendkleidung standesgemäß zu Abend speisen können. Wenn möglich, soll er einen Tisch reservieren lassen, von dem aus man einen guten Blick über die Bucht mit den beiden spitzen Bergen, den berühmten Pitons, hat. Ticco versichert, dass man alles zur vollsten Zufriedenheit vorfinden wird und düst ab.

Danach geht die Crew ausführlich schwimmen und beginnt um 17.55 Uhr die Zeremonie des Sundowners. Fünf Minuten später ist die Sonne weg. Kurz darauf kommt Ticco und füllt erst mal zwei Stangen Eis in die Tischmulde an Deck, damit die Drinks immer schön kalt bleiben. Natürlich zerschlägt er das Eis mit einem Dachdeckerhammer auf einer der Außenbänke, die danach eine Weile lang ziemlich kalt ist. Ticco wird auch das Schiff bewachen, wenn die Crew nachher auf der Hotelterrasse des Hummingbird zu Abend speist. Zuvor aber räumen Karla und Elfi die Lebensmittel und vor allem die Früchte in die Kombüse, die Ticco mitgebracht hat.

Um 18.20 Uhr piepst Charlys Armbandwecker, und fünf Minuten später nimmt er die Wettermeldung mit seinem Diktiergerät auf. Man hätte Sprachgenie Norbert nicht bemühen müssen, um herauszufinden, dass keine Wetteränderung ins Haus steht. „Isolated thunderstorms und scattered rainshowers“ lautete die Botschaft, und damit konnte man beruhigt leben.

Kurz vor acht holt Ticco die für den Landgang frisch herausgeputzte Gesellschaft ab. Wegen des geringen Fassungsvermögens seiner Nusschale musste er dreimal fahren. Jedes Mal beliebten die Damen auf die Wackeligkeit des Schiffchens mit schrillen Quietschern zu reagieren. Es nutzte aber nichts, ein Teil der Garderobe wurde nass. So ist das nun mal in der Karibik. Aus dem Schiffchen hopste man auch besser barfuß, denn einen Steg gab es nicht.

Am Strand musste man etwa 150 Meter durch den Sand waten, um an den Fuß der steilen Treppe zu gelangen, die hinauf zum Hotel führt. Man erschrak aber schon nach wenigen Schritten. Unter einer Palme stand ein Uniformierter mit Maschinenpistole. Später stellte man fest, dass etwa alle 50 Meter ein Soldat den Strand bewacht. Angeblich in der gesamten Bucht. Die Maschinenpistolen trugen sie natürlich geschultert. Man will ja die Gäste nicht erschrecken. Die Maßnahme mag drastisch erscheinen, aber sie erhöhte die Sicherheit. Und das Sicherheitsgefühl der Gäste. Man hat auch nie gehört, dass sich irgend etwas Ungehöriges ereignet hätte. Vor ein paar Jahren noch soll das erheblich anders gewesen sein.

Ticco hatte seinen Auftraggebern einen der prächtigsten Tische im Hummingbird beschafft. Man ging eine steile Treppe hinauf, an deren oberem Ende – in gut 100 Metern Höhe – die Hotelrezeption liegt. Ein kleiner Flachbau quer zur Treppe. Rechts und links des Flachbaus befinden sich die Hotelzimmer und andere Räumlichkeiten. In den oberen 50 Metern gehen rechts und links kleine Stichwege von der Treppe ab, und am Ende eines jeden etwa 20 Meter

langen Stichweges hatte der Architekt entweder einen Springbrunnen, einen Swimmingpool, einen Laubengang oder sonst eine zum Hotel gehörige Einrichtung angebracht. Am Ende der oberen Stichwege befanden sich jeweils große, runde Steintische mit Steinbänken drum herum und einem palmwedelgedeckten Dach darüber. Dort war die Aussicht atemberaubend. Ungefähr 75 Meter über einer der schönsten Buchten der Welt. Mit Blick auf die berühmten Pitons. Man konnte sie im Schein des halbvollen Mondes schemenhaft erkennen. Da der Tisch Platz für etwa fünfzehn Personen bot, setzte man sich im Halbkreis zum Berg hin, so dass jeder die Aussicht genießen konnte.

Die Pitons sind steile, urwaldbewachsene Bergkegel am südlichen Ende der Bucht von Soufrière. Zu Füßen glommen die spärlichen Lichter der 10000-Seelen Gemeinde. Rechts am Hang ein paar traumhaft schöne Villen. Nicht groß, aber gepflegt. Überhaupt sehen auf St. Lucia die meisten Häuser so aus, als seien sie soeben aus dem Ei gepellt worden. Die Autos haben sie auch alle auf Hochglanz poliert. In einem winzigen Inselstaat, der ohne Subventionen zurechtkommen muss. In Europa wäre das unvorstellbar.

Schade dass man diesen wundervollen Platz nicht bereits zur Zeit des Sundowners eingenommen hatte. Es gibt Weltreisende, die halten es für eines der größten Erlebnisse auf Erden, den Sundowner beim Anblick der Pitons zu zelebrieren.

Das Abendessen war nicht gerade billig, aber hervorragend. Gegrillter Fisch, Krebse, Muscheln, Süßkartoffeln, Mais, Kochbananen und Früchte ohne Ende. Dazu Gewürze, die man in Europa kaum kennt. Und Mixgetränke, dass man gar nicht mehr aufhören möchte zu schlucken. Selbst die ohne Alkohol!

Die Bedienung, eine rabenschwarze, gertenschlanke Maus mit Knopfaugen, Ende zwanzig, Anfang dreißig, bediente mit ausgesuchter Höflichkeit und großer Umsicht. Mit gewinnendem Lächeln fragte sie, ob noch ein Dessert gewünscht werde. „Do you like a desert?“ und Charly, der am Anfang des Halbkreises, also direkt neben ihr, saß, fragte, was es denn so gibt. „Please, what do you have?“

„Banana Split, Banana flambée, Banana ...“, rattete die Bedienung ein Dutzend Dessertvorschläge runter ohne Luft zu holen. Norbert, der am entferntesten saß und nur einen Teil verstanden hatte, fragte Charly: „Was gibt's alles?“ und Charly erwiderte: „Banana Split, Banana flambée un Banana matsch“, woraufhin die Bedienung hell auflachte.

„Mädle, brauchsch gaar net ze lache“, wandte sich Charly, Eberhard imitierend, an die Maid. „Des verschdeescht doch net.“

„Freili vershdand i's“, antwortete die Bedienung. „I hen sechs Jaahr in Konschdanz gläabt ond zwoi Jaahr in Sigmaringe. I werd doch Deitsch könne!“ Nachdem sich die allgemeine Verblüffung gelegt hatte, fügte sie noch hinzu: „Hochdeutsch spreche ich natürlich auch.“

Charly fühlte sich verpflichtet, als erster die Fassung wiederzugewinnen und fragte: „Dann haben Sie alles verstanden, was wir hier geredet haben?“

„Natürlich“, antwortete das Mädle mit unglaublich süffisanten Grinsen.

„War's schlimm?“ fragte Charly, und sie antwortete: „Bei euch net, aber manchmal isches scho arg.“

\* \* \*

„Sechzig Seemeilen sind es bis Port Elizabeth in der Admiralty Bay auf Bequia“, raunzt der Skipper die Crew an. „Wir müssen das in einem Schlag schaffen!“

60 Meilen schafft man mit einem guten Schiff wie der ‚Guimyv‘ lässig in zehn Stunden. Unter optimalen Bedingungen sogar in acht. Und selbst, wenn sich Widrigkeiten einstellen sollten, müsste man in zwölf Stunden, also bis zum Sonnenuntergang, das Ziel erreicht haben. Hat man auch. Niels' Nervosität rührte daher, dass man die nächste Insel, St. Vincent, meiden wollte. Dort herrscht nämlich ein sozialistisches Regime, und wenn man denen in die Hände fällt, läuft man Gefahr, Stunden und Tage auf tristen Amtsstuben zu verbringen. Mit dem Ausfüllen von Formularen, mit dem Warten auf die wohlwollende Entscheidung von irgend

einem Apparatschki. Oder man berappt eine tüchtige Summe an Schmiergeld, damit Ein- und Ausreise glimpflicher verlaufen. Sozialismus eben. Das muss man nicht haben.

Auch St. Vincent erhielt seinen Namen von Columbus, der auf seiner dritten Reise an der wild zerklüfteten Felseninsel vorbeikam. Die indianischen Ureinwohner verteidigten ihre Heimat jedoch bis Mitte des 18. Jahrhunderts, weshalb St. Vincent erst spät verwestlicht wurde. 1796 deportierten die Engländer die letzten Ureinwohner an eine moskitoverseuchte Küste, und damit wurde St. Vincent ordentliches Mitglied des britischen Commonwealth. Landschaftlich hat St. Vincent viel zu bieten. Schade, dass die Regierung, als die Insel 1969 in die Unabhängigkeit purzelte, die Gelübde von Dummheit und Armut abgelegt hat.

Als die ‚Guimyv‘ in die Admiralty Bay einläuft, liegt die Club Med II vor Anker. Sie scheint hier eine Art Heimrecht zu genießen. Jedenfalls flutet sie gerade ihre Fäkalientanks. Die ganze Stadt stinkt nach Kloo. Als ob man das nicht auch auf See hätte machen können? Aber so ist die High Society. Man kann ihr nicht viel Positives abgewinnen. Egal, ob das Absicht oder Gedankenlosigkeit ist. Viel Hirn scheinen Veranstalter und Gäste nicht zu haben. Nur bei einem Hurrikan kann man sie gebrauchen.

Bequia gehört, wie auch die nördlichen Grenadinen, Mustique, Canouan, Mayreau und Union Island, im Prinzip zu St. Vincent. Politisch gesehen. Die leicht hügeligen, hauptsächlich landwirtschaftlich genutzten Inselchen unterscheiden sich aber erheblich von der schroffen Hauptinsel St. Vincent, deren bis zu 1270 Meter hohe Vulkane für den schwarzen Sand an der Ostküste verantwortlich sind. Auf den kleineren Inseln hat man zum Glück erkannt, dass die Touristen Geld ausgeben, wenn man sie nicht schikaniert. Deshalb verzichteten die Behörden auf sozialistische Gängelei und fertigen die Kundschaft zügig ab. Für die Einklarierung inklusive Passkontrolle und Zoll brauchte die ‚Guimyv‘-Crew keine Viertelstunde. Und die Damen auf dem Gemeinschaftsamt waren nicht nur jung und hübsch, sondern auch freundlich. Wie alle Kariben hatten sie rabenschwarze Haut, aber europäische Gesichtszüge.

#### **Leseprobe 6 (Seite 97 - 102 / 106 - 109 / 111 - 126)**

Von der Insel Bequia kommend hat die ‚Guimyv‘ Kurs auf die Insel Mayreau abgesetzt. Ansteuerungspunkt für die Tobago Cays ist laut Seekarte die Ostgefahrentonne auf Catholic Island. Niels findet die Tonne schließlich, nachdem er sich die Augen am Fernglas schon fast wund gesehen hat. Es handelt sich um eine ausgesprochen mickerige, schwarze Tonne mit gelber Bauchbinde. Eigentlich ist es gar keine Tonne, sondern nur eine im Wasser aufrecht schwimmende Stange, zu der man in norddeutschen Gewässern Spiere sagen würde. Immerhin hat sie ein Top-Zeichen, einen Kegel mit Spitze nach unten und darüber einen Kegel mit Spitze nach oben. Das weist sie als die Gesuchte aus. Selbst wenn der gelbe Lack abgeblättert ist und der schwarze Lack von sattem Rostbraun nicht mehr zu unterscheiden, hilft das Topzeichen dem Seemann, die Tonne als Ostgefahrentonne zu identifizieren. Von der Tonne aus muss exakt 140° am Kompass gesteuert werden. So steht es in der Karte neben dem Strich, den bereits der Kartenhersteller als feste Kurslinie eingezeichnet hat.

Im Prinzip sollte die Navigation zwischen den Riffen hindurch auch nicht schwieriger sein als zwischen den Sandbänken in der Nordsee. Die Sandbänke besitzen jedoch nicht so scharfe Kanten wie Korallenstöcke. In der Nordsee werden Untiefen und andere Gefahrenstellen präzise ausgetonnt, und der Segler kann sich darauf verlassen, dass die Kartenangaben stimmen. In der Karibik sollte man sich nicht darauf verlassen. Diese Unsicherheit ließ sich nur mit allergrößter Sorgfalt und gespannter Aufmerksamkeit aller Crewmitglieder ausgleichen. Niels hatte schon zu Hause die Seekarten und die Seehandbücher in Bezug auf das große Horseshoe-Riff und dessen Ansteuerung genauestens studiert.

Die ‚Guimyv‘ folgte der 140°-Kurslinie, anfangs unter Segeln, die letzten drei Seemeilen unter Motor. Es gilt, zwei weißrote Richtbaken auf zwei gegenüberliegenden Inselchen zu finden. Zwischen diesen beiden Seezeichen beginnt die Passage in das Riff. Erst kurz vor der Einfahrt entdeckt wer die erste Bake. Unscheinbar träumt sie unter Palmen auf dem Eiland

Petit Rameau in der Sonne. Von einem weißroten Turm würde man in Europa nicht sprechen, sondern eher von einem verrosteten Gittermast mit roten und weißen Anstrichspuren. Der andere Mast versteckt sich im Gestrüpp einer üppigen Vegetation auf Petit Bateau. Genau so verrostet.

Dass man die Einfahrt gefunden hat, zeigen eine Reihe stattlicher Schiffe, die in der Nähe der Einfahrt ankern, weil ihr Tiefgang zu groß für die Passage ist. Bereits mittelgroße Schiffe haben keine Chance, ins Innere des Riffs zu gelangen. Vor der Passage ankerten vor allem Dreimaster. Neue und antike. Oder auf antik getrimmte Ausflugschiffe. Es waren auch traumhaft schöne Yachten dabei.

Schon seit geraumer Zeit zieht Niels ein Gesicht, als hätte er in Seife gebissen. Die Tiefenangaben in der Karte verheißen nichts Gutes. Sie ähneln dem Tiefgang der Yacht. Wie der momentane Wasserstand ist, weiß auch niemand so genau. Nicht einmal, ob gerade auf- oder ablaufendes Wasser herrscht – der Nichtsegler nennt das Ebbe und Flut. In ein paar hundert Metern Entfernung ankern die ersten kleineren Yachten, also die von der Größe der ‚Guimyv‘. Die müssen es demnach durch die Passage geschafft haben. Der Skipper ordnet Schleichfahrt an und behält den Tiefenmesser fest im Blick. „Wir brauchen für unser Schiff mindestens zwei Meter Wassertiefe“, beschwört er die Elemente. Zum Glück ist das Wasser sehr klar, und die Sonne steht günstig, so dass man jede Korallenbank leicht erkennen kann. Dann der Aufschrei: „Nur noch einsdreißig! Maschine Stopp!“ Es rumpelt aber nichts. Auch keine Kratzgeräusche. Wenn das Schiff mit einem Korallenstock kollidiert wäre, hätte es fürchterlich krachen müssen. Norbert meint, dass wohl ein kleiner Fischschwarm unter dem Schiff Verstecken gespielt hat und dadurch Skipper und Crew in Schrecken versetzte. Noch ein paar wenige Bootslängen, und die Yacht hat die Passage überwunden.

Man stellt alsbald fest, dass es leichter gesagt als getan ist, Ulf am großen Horseshoe-Riff in den Tobago Cays zu treffen. Die Tobago Cays sind eine über viele Meilen verstreute Inselgruppe. Die meisten der Inseln sind so winzig wie auf einer Witzzeichnung. Manche bestehen wirklich nur aus einer Palme und ein paar Schaufelchen Sand. Nach Süden und nach Osten, also zum Atlantik hin, sind die Cays von einem viele Kilometer langen Korallenriff begrenzt. Das hat zwei Vorteile. Erstens hält es die Wellen niedrig, die der Passat vom Atlantik her anrollen lässt, und zweitens haben sich im Inneren des Korallenriffs größere Mengen Sand angesammelt, der kleineren Schiffen einen guten Ankergrund bietet.

Leider machten sehr viele Schiffe von der Möglichkeit Gebrauch, im Inneren des Riffs vor Anker zu liegen und ihren jeweiligen Crews Gelegenheit zum Schnorcheln oder Tauchen zu bieten. Wie sollte man da Ulf finden?

„Mir hen doch e Funkgerät“, sagt der immer praktisch denkende Eberhard. Niels drückt auf Kanal 16, den Anrufkanal auf UKW, und fragt, ob ihn Skipper Ulf aus Wiesbaden hören kann. Er kann. Schon nach dem dritten Anruf antwortet Ulf. Er liegt ziemlich weit vorn, ungefähr in der Mitte des Riffs. Er will einen blauen Lappen am Mast hochziehen, damit ihn die Freunde finden können.

Auf dem Weg nach vorn kam die ‚Guimyv‘ an zahlreichen winzigen Inselchen vorbei. Eines davon war etwas größer, und da hatte jemand eine Leine von Palme zu Palme gespannt und Dutzende von T-Shirts drangehängt. Die meisten davon waren angesengt oder verkohlt.

Niels ließ durch die Mitte der ankernden Yachten steuern, und auf jeder Seite mussten zwei Mann Ausschau halten. Nach einem blauen Gegenstand im Bereich der Mastspitze. „Da is er!“ Niels hatte den blauen Lappen im Masttopp zuerst entdeckt. Ziemlich weit vorn. Fast noch einen Kilometer zu fahren. Aber mit Feldstecher standen seine Chancen einfach besser. Mehrere prachtvoll bunt angepinselte Wackelschiffchen umkreisten die ‚Guimyv‘ auf ihrem Weg. T-Shirts wurden angeboten. Bananen, Papayas, Fische, Muscheln und vieles mehr.

Eine Ankerstelle ist zufällig in der Nähe von Ulfs Yacht frei. Als der Anker der ‚Guimyv‘ einen sicheren Halt gefunden hat, hechtet Ulf, der immer lachende Wuschelkopf, ins Wasser und krault herüber.

Als Erstes stellen Ulf und Eberhard fest, dass sie Nachbarn sind. Wohnen beide in derselben Straße in Wiesbaden. Kennen sich vom Sehen und Grüßen.

Jetzt kann die Begrüßung natürlich nicht ohne Mixgetränk vonstatten gehen, und als Ulfs Frau Edith und die Tochter Gitti die Badeleiter hochgeklettert kommen, hat Ulf schon das erste Glas geleert. Elisabeth mixt gerade drei weitere. Mit Saft aus den Tüten, Eiswürfeln aus dem Eisschrank und zwei Spritzern Rum. Der ‚Mount Gay‘ aus Barbados mundet vorzüglich und der weiße Rum ist auch besser als der Bacardi, den man in Europa zu kaufen bekommt.

\* \* \*

Nach der Vorspeise hätte das Hauptgericht beginnen müssen. Das aber ging nicht, weil sich die Sonne in die Fluten zu senken begann. Und wenn die Sonne untergeht, dann werden alle Touristen in der Karibik kribbelig. Dann muss der Sundowner zelebriert werden. Das ist ein Ritual, dem auch der Verstockteste nach einiger Zeit zustimmende Begeisterung nicht zu versagen wagt. Die Sonnenuntergänge sind meistens prachtvoll bis spektakulär. Fotos werden da geschossen, bis zum Überdruß. Besonders reizvoll verläuft der Sonnenuntergang, wenn ein paar leichte Wölkchen am Himmel stehen. Die Sonne versteckt sich dann hinter den Wolken, tropft aber nach einiger Zeit wieder unten heraus, wabert minutenlang über dem Horizont und plumpst dann in den Teich, als hätte sie jemand nicht richtig festgehalten. Physikalisch lässt sich das Phänomen durchaus erklären, besonders wenn man das Prinzip der Parallaxe verstanden hat. Das mit dem Groschen im Brunnen. Da wird der Lichtstrahl auch abgelenkt. ‚Gebrochen‘ sagen die Physiker.

Elisabeth hatte schon acht Gläser mit Tütensaft und Rum vorbereitet, und so konnte die Crew der Sonne zuprosten, bevor sie schlafen ging. Danach mussten sofort ein paar Kerzen angezündet werden, weil man sonst nichts mehr gesehen hätte. Und natürlich auch wegen der Romantik.

Nach dem Sundowner kamen die gebackenen Red Snappers an die Reihe. Das Hauptgericht mit Kochbananen, Süßkartoffeln und Früchten ohne Ende. Ein wahres Festessen. Nur die Kochbananen erschienen dem einen oder anderen etwas gewöhnungsbedürftig. Reis hätte besser gepasst.

Nachtisch gibt's nicht, denn es liegen genügend Bananen, Papayas, Ananasse, Mangos und andere Früchte in der Kombüse herum. Kann sich jeder bedienen. Nach dem Sonnenuntergang kühlt die Luft rasch ab. Auf angenehme 25 bis 28 Grad. Da ist es kein Wunder, dass die Segler stundenlang in der Plicht, der Aufenthaltsmulde an Deck, sitzen und klönen. Beim verlängerten Sundowner das Kreuz des Südens beobachtend, und natürlich auch die anderen Sternbilder, die mit unendlicher Gelassenheit über den Himmel ziehen. Leider plagen einen ziemlich viele Mücken, was Eberhard zu dem Spruch veranlasst: „Des Paradies is feucht, und hin und wieder muss mer e Insekt erschlage.“

\* \* \*

Das Schlauchboot spielte am Rest des Tages noch eine größere Rolle, denn man hatte den Tag spät angeworfen und statt des Frühstückes einen ausufernden Brunch veranstaltet. Charly war der Pechvogel, der ausgerechnet heute Backschaftsdienst schieben musste. Nach dem Essen fuhr der gesamte Verein mit dem Schlauchboot zum Riff. Die meisten schnorchelten. Nur Charly werkelt in der Kombüse. Abwaschen, Aufräumen, Toiletten reinigen und deren Funktion kontrollieren, Gasflaschen, Ventile und alles andere, was alles dazugehört, überprüfen. Das alles hielt ihn gute zwei Stunden auf Trab. Zumal die Arbeit mit ansteigender Tageshitze immer langsamer vonstatten gehen wollte. Er hatte sich gerade zum Sonnen auf Deck ausgestreckt, als die anderen lärmend und fröhlich zurückkehrten.

„Dolle Exemple“, schwärmte Eberhard und Ilona versicherte, dass sie in Zukunft immer mit Taucherbrille und Schnorchel in die Karibik reisen will: „Das ist ja Wahnsinn, was du mit der Brille alles siehst. Ohne Taucherbrille ist ja alles verschwommen.“ Diese Feststellung hatten andere auch schon gemacht und deshalb die Taucherbrille erfunden. „Ein Rotfeuerfisch war



das aber nicht“, beharrt Norbert auf seiner Meinung, und Charly zieht eine Brutsch. „Hättet ihr net noch en Moment warte könne, bis ich fertig bin?“

„Da hätte mer aber lang warte müsse. Du haschd doch für mindestens zwei Stonde Arbeit g’het“, wirft Eberhard ein. „Du kannsch noch net lang in dere Sonn liege.“ Da hatte er Recht. Charly muss aber besonders jämmerlich dreingeschaut haben. So einen Backschafterdienst hat man ja nicht gerade jeden Tag. Hätte er nicht gestern Backschafter haben können oder morgen? „Weischt waas?“ erbarmt sich Eberhard schließlich. „I fahr noch mal mit dir raus.“

Charly steht wenige Minuten später tauchbereit an Deck. Lange Flanellhose, langärmliges, helles Hemd, Taucherbrille, Schnorchel, ein alter Sonnenhut mit Kinnband, wie ihn deutsche Touristen tragen, wenn sie besonders lächerlich auftreten wollen. Und die neuen Badeschlappen. Die wurden jetzt eingeweiht. Bis zu der Stelle des Korallenriffs, die man vorhin als besonders ergiebig kennen gelernt hatte, musste das Schlauchboot ein paar Kilometer weit über die Wellen hoppeln. Das Riff hält zwar die hohen Atlantikwellen ab, aber es vernichtet sie nicht, sondern zerhackt sie in viele kleine Plitschplatschwellen. Zum Glück hält das Riff auch Haie und andere große Raubfische draußen, weshalb Charly sich auf einen ungestörten Genuss der Unterwasserwelt freuen darf. Nur vor Muränen soll man sich in Acht nehmen, steht in dem Heft, das Elfis und Hans-Horsts Segelschule jedem in die Hand gedrückt hat.

Alles ist bunt. Fische, Korallen, Krebse, Muscheln. Schreiend bunt. Als wolle man sich gegenseitig übertreffen. Und groß sind die Fische. Viel größer als im Aquarium. Ein paar haben violette Rücken und gelborange Bäuche. Andere sind türkisblau gestreift und wieder andere sind flach wie ein Kochtopfdeckel. Es gibt welche mit gelben Flossen, welche mit schwarzen Flossen und welche mit roten Flossen. Und andere haben Flecken, als hätten sie die Masern. Wozu diese Vielfalt? Die Evolution scheint manchmal ganz schön rumzuspielen.

Seerosen wiegen sich im Rhythmus des träge schnaufenden Atlantik. Seeanemonen, Schwämme und Röhrenwürmer gibt es angeblich auch, aber als Laie tut man sich schwer, das alles auseinanderzuhalten. Zum Glück sieht man nur sehr selten mal einen Seeigel. An sich hat Charly ja nicht die Absicht, bis auf den Grund zu tauchen, aber manche Korallen wachsen bis einen Meter unter die Wasseroberfläche, und wenn da ein Seeigel drauf sitzt und die Strömung einen auf so einen Seeigel schiebt, dann piekst das vermutlich ganz schön.

Neben den relativ gleichmäßigen Wellen aus dem Osten steht auch eine kräftige Strömung auf dem Riff. Ein Gezeitenstrom von anderthalb Knoten setzt im Moment nach Westen: In einer Stunde wird er drei Knoten erreichen. Das hat Charly noch vor der Abfahrt rasch nachgeschaut. Nun findet Eberhard eine Boje, an der er das Schlauchboot festbinden kann. Ein freundlicher Service von ...? Also irgendwer hat am Korallenriff im Abstand von je etwa 50 Metern Bojen installiert, damit die verehrten Herrschaften ihre Schlauchboote dran festmachen können und – so steht zu vermuten – am Abend tüchtig T-Shirts, Fische und jede Menge Plunder einkaufen. Jedenfalls meint Eberhard, dass sie vorhin hier auch am meisten gesehen haben. Charly taucht mal kurz ab und meldet dann, dass ihm die Stelle ganz gut gefällt. Ein paar Hirnkorallen reichen bis etwa anderthalb Meter unter die Wasseroberfläche. Da kann man sich zur Not draufstellen und gegen die Strömung stemmen, wenn diese zu stark werden sollte.

Die Hirnkorallen sehen aus wie überdimensionierte, unreife Boviste mit einer Struktur, deren Riffelung an die Oberfläche eines Gehirns erinnert. Exemplare von anderthalb bis zwei Metern Höhe und einem Durchmesser im oberen Bereich von einem Meter sind keine Seltenheit. In der Mitte sind sie flach, so dass man bequem drauf stehen können sollte. Das beabsichtigte Charly indessen nicht, denn die Karibik ist zum Anschauen da, nicht zum Drauftrumtrampeln. Charly beschließt, sich in dem Dreieck aufzuhalten, das drei große Hirnkorallenstöcke miteinander bilden, damit er sich nicht allzu weit vom Schlauchboot entfernt. Die größte der Korallen steht sowieso direkt neben der Verankerung der Boje, also nur wenige Meter vom Schlauchboot entfernt. Diesen Umstand und dass er in der Nähe zu bleiben beabsichtigt, teilt er Eberhard noch mit, bevor dieser sich zum Mittagsschlummer in eine Ecke des Schlauch-

bootes rollt und die mitgebrachte Plane als Sonnenschutz über die Ohren zieht. Die dicken Korallen stehen etwa jeweils fünfzehn Meter auseinander. In der Mulde dazwischen tummeln sich Hunderte von Fischen. Wie in einem Seewasseraquarium. Nur wesentlich dichter besiedelt. Wenn man zu Hause ein Aquarium so voll packen würde wie in dem Bereich zwischen den drei Hirnkorallen, dann hätte man ruck, zuck eine Anzeige vom Tierschutzverein am Hals. Was da alles wimmelt! Leider kennt Charly nur ein paar Namen der Meeresbewohner, aber welcher Name zu welchem Vieh gehört, das weiß er nicht.

Den Untergrund bilden wohl Korallen wie Sternkorallen, Sandkorallen, Steinkorallen, Hornkorallen, Feuerkorallen oder Lederkorallen, dazwischen Seerosen und Seeanemonen. Natürlich allesamt schreiend bunt und sich majestätisch im Rhythmus der Wellen wiegend. Zusammen mit grünem, gelblichem und rotem Tang. In den Höhlen und Zwickeln dazwischen verstecken sich Unmengen an Fischen, Krebsen, Schnecken, Muscheln, Schwämmen, Seescheiden und anderem Getier. Auch entweder aggressiv bunt oder unauffällig bis zum völligen Verschmelzen mit dem Hintergrund. Untergrund konnte man nicht sagen, denn vom Meeresgrund war nichts zu sehen. Kein einziges Sandkorn. Pflanzen und Tiere bedeckten den Boden restlos in ungefähr drei bis vier Metern Tiefe. Meistens aber nur in zwei bis drei Metern. Ideal zum Schnorcheln. Eine Tauchausrüstung war absolut nicht vonnöten.

Diskusfische, Drückerfische, Engelfische, Fledermausfische waren Namen, die Charly schon einmal gehört hatte. Aber welcher ist welcher? Auch der Name Papageienfisch war ihm geläufig. Eigentlich mussten das alles Papageienfische sein, denn sie waren alle miteinander bunt wie die Papageien. Charly freut sich an der Farbenpracht und ärgert sich, dass er keine Unterwasserkamera besitzt. Dann hätte man zu Hause wenigstens erfahren, was man zu Gesicht bekommen hat. Vielleicht tummelte sich ja hier gerade irgend ein seltenes Exemplar, und man wusste es nicht. Beim nächsten Karibiktörn würde sich eine Unterwasserkamera in seinem Gepäck befinden. Sicherlich kein Profigerät, aber doch eine Kamera, die wenigstens die größeren Objekte erkennbar zeigt.

Die Krebstiere interessieren Charly besonders, denn an der Westküste Korsikas hatte er ihnen oft stundenlang zugeschaut. Ein putziges Volk. Auch am großen Horseshoe-Riff krabbeln viele Krebse durcheinander. Natürlich ein paar Nummern größer als in Korsika. Und sie strampeln nicht so unbekümmert durch die Gegend wie die korsischen Garnelen, sondern spielen Verstecken. Vielleicht ist so ein dicht besiedeltes Riff doch kein angenehmer Lebensraum für die Mehrzahl der Bewohner? Zum Beispiel für die, die besonders gut schmecken. Als Mensch steht man ja über solchen Kleinigkeiten und bewundert die Pracht. Oder man bestellt sie im Restaurant. „Hier schwimmt man darüber“, dachte Charly und war mit dem Staunen beschäftigt, bis man Front gegen ihn machte.

Charly weiß bis heute nicht, was für ein Fisch ihn scheel ansah. Aber er bekam einen Riesenschreck. Etwa zwei Meter vor ihm tauchte plötzlich ein unscheinbarer, gelbbrauner Fisch von der Größe einer Forelle auf und sah ihn böse an. Feindlich. Da ist sich Charly ganz sicher. Heute noch. Der wollte ihm nicht wohl.

Wenn Charly Politiker gelernt hätte, wäre es ihm womöglich gelungen, den Fisch zu beschwichtigen. Als gelerntem Chemiker fehlte ihm jedoch das diplomatische Geschick. Er blickte interessiert zurück, und das schien dem Fisch nicht zu gefallen. Er bläht sich plötzlich auf. Innerhalb von Sekundenbruchteilen. Dann noch einmal. Von vorn sieht er jetzt besonders bedrohlich aus. Und dreieckig. Ehrlich! Vielleicht täuscht sich der Chronist auch, aber er ist der festen Überzeugung, dass der Fisch – jetzt von der Größe eines Kürbisses – einen dreieckigen Querschnitt besitzt. Frontal gesehen. Dann taucht ein zweiter auf. Auch gelbbraun und zuerst auch nicht viel größer als eine Makrele. Anfangs. Zwei Sekunden später steht er in dreifacher Größe neben seinem Bruder und blickte böse. Genau so böse. Außerdem kommen die beiden näher. Langsam zwar, aber keineswegs freundlich. Als der dritte auftaucht, beschleicht Charly ein ungutes Gefühl. Er paddelt rückwärts. „Bei aggressiven Drückerfischen immer waagrecht auf dem Rücken wegschwimmen und das Tier aufmerksam beobachten“,

hatte Charly mal wo gelesen. Waren das Drückerfische? Wie beobachtet man einen Fisch, wenn man auf dem Rücken schwimmt? „Nie beim Schnorcheln oder Tauchen senkrecht entfernen!“ hatte es in der Broschüre noch geheißt. Kofferfische? Ballonfische? Charly paddelt flach bäuchlings rückwärts, und die drei aufgeplusterten Kreaturen folgen ihm. Angst konnte man das jetzt nicht mehr nennen, denn den Schnorchler befiel schiere Panik. „Nix wie weg!“ dachte er. „Rasch ins Schlauchboot!“ Ein Glück, dass man der feindlichen Unterwasserwelt nicht schutzlos ausgeliefert ist.

Mit einem gewaltigen Schwimmstoß schießt Charly durch die Meeresoberfläche, Panik im Herzen und Hoffnung in der Brust. Die Hoffnung trog, die Panik blieb. Was heißt ‚blieb‘? Sie vervielfachte sich. Denn das Schlauchboot war weg. Nicht ein einziges Schlauchboot weit und breit. Himmel und blaues Meer, so weit das Auge reichte. Und sonst nichts.

Im Osten rollen die Wellen des Atlantiks heran und brechen sich am Riff. Weiße Schaumkronen. Die unterscheiden sich vom Rest der Welt. Die etwa 50 Zentimeter hohen Wellen hieven den Panikschwimmer alle paar Minuten mal über das ansonsten sehr eingeschränkte Gesichtsfeld hinaus, und da erhöht sich sein Adrenalinpiegel. Er hatte gehofft, wenigstens die Masten der Yachten in der Ferne zu sehen. Aber man sieht sie nicht. Im Norden und im Süden – aber wahnsinnig weit weg – lässt sich hin und wieder der Vulkankegel einer größeren Insel im blauen Dunst erspähen. Das ist alles. Charly kümmert sich erst mal wieder um seine Verfolger. Sie haben sich nicht genähert. Aber auch nicht entfernt. Solange er die böse blickenden Plagegeister nicht los ist, braucht er sich über seine Rettung keine Gedanken zu machen. Wollen die beißen? Sind die vielleicht giftig? „Ganz ruhig!“

„Die Fische haben weder von Naturwissenschaften noch von Navigation eine Ahnung“, redet sich Charly ein. „Technisch müsste ich denen überlegen sein. Und in Bezug auf Informationen. Die Flut setzt jetzt ungefähr mit einem Knoten nach Westen. Tendenz steigend. Das können bis zu drei Knoten werden. Wenn ich mich flach aufs Wasser lege, müsste mich die Flut allmählich aus deren Bereich treiben. Folglich legt sich Charly flach aufs Wasser. Bäuchlings. Hauchdünn atmend. Es funktioniert. Die Fische bleiben an ihrem Ort, vermutlich ihrem Revier, und Charly treibt mit der Flut von dannen. Sogar ziemlich rasch.

Nach ein paar Minuten ist Charly der Meinung, dass er von den komischen Volumenvergrößerungsfischen nichts mehr zu befürchten hat. Aber sehr viel erfreulicher ist die Situation trotzdem nicht. Wenn er sich von der Flut nach Westen tragen lässt, kann es sein, dass er an einer Yacht vorbeigetrieben wird und sich retten kann. Wenn er Glück hat. Aber die Wahrscheinlichkeit erscheint ihm nicht besonders groß. Er weiß ja nicht einmal, ob er sich nach Norden oder nach Süden wenden muss, um in die Nähe der Yachten zu kommen. Die Flut wird in den nächsten vier Stunden mit bis zu drei Knoten nach Westen setzen. In einer Stunde könnte er also an den Yachten vorbeigetrieben werden. Wenn die aber zu weit nördlich oder südlich ankern, dann hat er 2000 Kilometer vor sich. Bis nach Nicaragua oder Honduras. Keine frohen Aussichten. Dass ihn die Strömung auf eine Insel zutreibt, kann er ausschließen, denn Gezeitenströme strömen um die Inseln herum. An den Engstellen sogar besonders schnell. Zum Glück entspricht es nicht dem Selbstverständnis eines Seglers, die Dinge einfach hinzunehmen. Da muss etwas geschehen.

\* \* \*

Kurz vor vier Uhr klingelt das Telefon. Norbert hebt ab. Charlys Frau ist dran. Sie will wissen, wo der Herr Gemahl eine wichtige Kundendatei verschlampt hat. Sie muss den Kunden möglichst bald zurückrufen, und dazu braucht sie die Datei. Norbert sagt, dass sich Charly nicht an Bord befindet. Charly soll so schnell wie möglich zurückrufen. „Ich richte es aus“, verspricht Norbert und stellt dann fest, dass Eberhard auch fehlt. „Weißt du, wo die beiden stecken?“ erkundigt er sich, und Elfi antwortet, dass Eberhard und Charly vorhin noch mal zum Schnorcheln rausgefahren sind. Das Schlauchboot ist auch nicht da. „Die müsstest jeden Moment wiederkommen. Die sind vor über zwei Stunden weg.“

„Hast du ‘ne Ahnung, wo die hingefahren sind?“ will Norbert wissen, und Elfi sagt, dass sie das zwar nicht weiß, „aber die sind doch bestimmt dahin gefahren, wo wir nach dem Brunch die eine Stelle gefunden haben, wo so viele Fische waren.“

Klingt zumindest logisch. Norbert angelt sich den Feldstecher vom Kartentisch und sucht das Riff ab. Nichts zu erkennen. „Einen Schwimmer siehste von hier aus doch nie“, sagt Elfi, und Norbert antwortet, „aber das Schlauchboot müsste man sehen. Zumindest einen dunklen Fleck. Da ist aber weit und breit nichts. Ob die noch ‘ne bessere Stelle gefunden haben?“

\* \* \*

Als Eberhard aufwacht, stellt er zunächst fest, dass alles seine Ordnung hat. Die Kordel des Schlauchbootes windet sich noch genau so um den Ring der Boje, wie er ihn vor einer knappen Stunde drumgewickelt hat. Palstek. Absolut sicherer Knoten. Der geht nicht von alleine auf. Nach einer Weile kommt es Eberhard aber doch ein wenig eigenartig vor, dass es so ruhig ist. Die Brandung fehlt. Als er das Schlauchboot an der Boje festgemacht hatte und Charly über Bord gesprungen war, tobte die Brandung keine fünfzig Meter entfernt gegen das Riff. Das verursachte schon einen respektablen Lärm. Jetzt aber herrscht Stille weit und breit.

Eberhard richtet sich auf und stellt mit Entsetzen fest, dass kein Riff in der Nähe ist. Keine Brandung, keine Segelschiffe, keine Insel. Alles blau. Himmel und Wasser. Im Norden und im Süden, ganz, ganz weit weg, sieht man je eine Insel. Sonst nichts. „Jetzt ganz ruhig“, beschwichtigt sich Eberhard. „Jetzt nur nix falsch mache!“ Er krabbelt nach vorn und zieht an der Leine der Boje. Kein Widerstand. Nach zwei Rucken hält er das abgerissene Ende in der Hand. „Verdammt Mischd! Die Mooring isch abgrisse.“

Eberhard lässt die Kordel sausen, zerrt an der Anlasserleine des Motors und gibt Gas. Vollgas!!! Genau gegen die Strömung, denn nur von der kann er abgetrieben worden sein. Nach zehn Minuten erscheint die Brandungswelle im Blickfeld. Und ein weißer Gegenstand, der hin- und hergeschwenkt wird. Eberhard ändert den Kurs geringfügig und fährt auf das helle Etwas zu.

\* \* \*

„Vier Uhr. Bis Sonnenuntergang sind es noch zwei Stunden. Da wird keiner mehr zum Riff hinaus fahren, um zu schnorcheln“, denkt Charly. „Jetzt hängt denen schon allen die Zunge im Sundowner. Geistig jedenfalls. Ich muss selbst aktiv werden, wenn ich das überleben will. Ich sehe aber nicht viel, und sehen kann mich auch niemand. Zu allererst brauche ich eine große Hirnkoralle, auf der ich stehen kann.“

Charly paddelt zurück gegen die Strömung, denn erstens wird das Wasser nach Westen hin langsam tiefer und die Korallen immer kleiner, also ist es vernünftiger, Richtung Osten zurückzuschwimmen, und zweitens war es taktisch unklug, sich so weit von der Stelle zu entfernen, an der Eberhard zuerst suchen würde. Charly rackert sich redlich ab, ist aber sicher, dass er nach einer Viertelstunde wieder ein paar hundert Meter gut gemacht hat. Zurück Richtung Riff. Abgeschätzt am Untergrund. Die Korallen werden größer. Noch zehn Minuten, dann hat er endlich eine Hirnkoralle gefunden, die nur etwa anderthalb Meter unter der Oberfläche endet. Vielleicht sogar noch weniger. Ob er es versuchen soll? Er hat keine Ahnung, ob die Koralle oben drauf glitschig oder scharfkantig ist und ob das Profil seiner neuen Badeschuhe greift. Charly weiß auch nicht, ob der Klumpen innen drin hohl ist oder ob er ihn trägt. Er muss es einfach riskieren.

Erst stüßst Charly die Koralle mit dem rechten Fuß an. Zum Testen. Sie hält. Dann tänzelt er mit den Beinen abwechselnd auf der Oberfläche, jederzeit bereit zu flüchten, wenn die Sache einbrechen sollte. Die Koralle bricht nicht ein. Er kann leidlich drauf stehen. Sie hält nicht nur, sondern ist völlig stabil. Glitschig ist sie auch nicht. Nach ein paar Minuten merkt Charly, dass er friert. Nicht viel, aber doch so, dass er als Naturwissenschaftler weiß, was vor sich geht. Das Wasser der Karibik ist um die 28 Grad warm. Die menschliche Körpertemperatur liegt bei 37 Grad. Neun Grad Differenz. Das Meer zieht langsam Wärme aus seinem Körper,

obwohl die Sonne immer noch abartig heiß brennt. Charly zieht das Hemd aus und stopft es in die Hose. Die Sonne wärmt wenigstens die Haut. Auch wenn dabei Sonnenbrand ins Haus stehen sollte. Unterkühlung ist jedenfalls jetzt nicht gefragt. „Wer weiß, wie viele Stunden ich noch im Wasser aushalten muss? Wenn eine Übernachtung auf dem Riff ansteht“, denkt Charly, „dann zählt jedes Grad. Jedes zehntel Grad kann über Rettung oder Untergang entscheiden. Um alles in der Welt klaren Kopf behalten und logisch denken, sonst ...“

Als eine besonders hohe Welle über Charlys Kopf hinweggerollt ist, denkt er, dass nun ein besonders großes Wellental die Sicht freigeben müsste. Tut es auch. Er springt so hoch es die Umstände erlauben und sieht ein paar Stangen. Masten von Segelschiffen. Im Nordwesten. Winzig klein. Viel zu weit im Norden, um sie aus eigener Kraft zu erreichen. Die Strömung wird ihn südlich der Yachten vorbei ins Karibische Meer treiben. Er muss auf diesem Korallenstock ausharren. Sonst sind seine Überlebenschancen gleich Null. „Verdammt noch mal, der Eberhard muss mich doch auch vermissen!“ denkt Charly „Ratzt der denn immer noch in seinem Schlauchboot? Das ist doch bald anderthalb Stunden her, dass der mich am Riff ausgesetzt hat. Ich habe nur noch dann eine Chance, wenn er auf mich aufmerksam wird. Niemand sonst wird mich suchen.“

Charly wird immer klarer, dass er sich nie und nimmer so weit nach Westen hätte treiben lassen dürfen. Ob er noch ein paar hundert Meter nach Osten schwimmen soll? Gegen den Gezeitenstrom? Eine ziemliche Plackerei. Während des Schwimmens kann er nicht nach dem Schlauchboot Ausschau halten, und Eberhard wird ihn auch nicht bemerken, wenn er nicht weit genug aus dem Wasser ragt. Eine durch und durch verfahrenere Situation. So weit südlich der Yachten wird ihn überhaupt niemand suchen. Allenfalls, wenn wieder jemand Red Snappers oder Conches zum Abendessen bestellt, und die beste Stelle zum Fangen zufällig hier in der Nähe sein sollte. Aber das ist nicht sehr wahrscheinlich. Minute um Minute verrinnt. Die Sonne brennt nicht mehr so brutal. Die See schwappt träge Welle um Welle nach Westen. Charly denkt: „Ob ich noch mal hochspringen soll?“ Das hält er inzwischen für keine so gute Idee mehr, denn dass er vorhin wieder auf der Koralle landete, war pures Glück. Und wenn er die Koralle erst wieder erobern muss, wie vorhin, dann kostet das eine Menge Kraft. Es war eine ganz schöne Plackerei. Mit den Kräften sollte er jetzt besser haushalten.

Dann wieder eine größere Welle. Charly richtet den Blick nach Nordwesten und sieht in der Ferne einen dunklen Punkt. Die Sonne steht schon tief und blendet entsprechend. Da lässt sich nicht so leicht ausmachen, ob es ein Boot ist oder sonst ein Gegenstand, welche Richtung es eingeschlagen hat, falls es ein Boot ist, ob es überhaupt nahe genug ist, um ihn zu entdecken. „Egal“, sagt sich Charly. „Ich schwenke jetzt das Hemd. Besser als nichts zu unternehmen ist das allemal.“

Charly reißt sein Hemd aus dem Gürtel der Flanellhose und schwenkt es über dem Kopf. Ob er gesehen wird, weiß er nicht. Aber in so einer Situation bleibt einem nur die Hoffnung. Etwas anderes ist nicht zu haben.

\* \* \*